Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 35

Artikel: Ein Doppelleben [Fortsetzung]

Autor: Widmann, Joseph Viktor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643977

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 35 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 1. September 1923

Firnelicht.

Von Konrad Ferdinand Meyer.

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruh'n?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann. 7

Stauntons Schweigsamkeit aber rührte von einem in seiner Brust sich erhebenden Sturme widerstrebender Gefühle her. Immer wieder fragte er sich: Aber was hast du im Sinn, daß du dieses Mädchen in ihr Haus begleitest? Ist dies nur ein Ritterdienst, wie er Frauen gegenüber uns wohl ansteht? Oder was sonst treibt dich und verfügt über dich, als wärest du nicht mehr Herr deiner Handlungen? Dann wurde der Nachdenkliche plötzlich inne, daß sein Schweigen oder seine zerstreuten Antworten seiner reizenden Begleiterin unbehaglich sein mußten, und so riß er sich gewaltsam aus seinem Brüten auf, schüttelte alle inneren Mahnungen ab mit dem Vorsatze, unbedenklich der Gegenwart leben zu wollen, und knüpfte wieder ein eifriges Gespräch mit dem jungen Mädchen an.

Plötzlich bäumte sich Stauntons Pferd, da bei einer Biegung des Waldpfades eine in der Dunkelheit kaum sichtbare Gestalt wie aus der Erde gewachsen ihre Umrisse zeigte und gleichzeitig eine tiefe Stimme fragte: „Wer reitet hier?"

Im nächsten Augenblicke drängte Grace ihr Pferd neben das ihres Begleiters und rief mit heller Stimme: „Bist du es, Vater? Bist deiner Grace entgegen gegangen?" Sie sprach die letzten Worte mit zärtlichem Ausdrucke.

„Aber wer ist bei dir und wie kommst du zu Pferde?" fragte der herzutretende Alte.

„Dieser Herr hier", sagte Grace, „wollte nicht, daß ich den Weg allein zurücklege; ich stelle dir ihn vor, Vater! Dies ist Herr...." Sie hielt inne und besann sich, daß sie den Namen ihres Begleiters noch nicht von ihm gehört hatte.

„Vernon", ließ sich ergänzend die Stimme Stauntons in der Dunkelheit vernehmen; aber sie klang heiser bei dem falschen Namen, der den Lippen entschwebte, und gut war für Staunton, daß die Finsternis sein Erröten bedeckte. Er wußte selbst nicht, wie es ihm auf einmal so gekommen war, seinen wahren Namen hier zu verschweigen; aber er fühlte, daß diese Lüge den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens bedeute.

„Mr. Vernon", sagte Grace zu ihrem Vater; „Mr. Vernon ist sehr freundlich gegen mich gewesen; ohne ihn könnte ich noch nicht hier eingetroffen sein; wir sind ja nicht mehr weit von zu Hause."

Staunton bemerkte hierzu, sein Verdienst sei durchaus kein so großes, da ihn seine Geschäfte als Großhändler für Holz ohnehin in diese Gegend würden geführt haben. Der alte Mann dankte mit Worten, die einen höflichen Sinn, aber einen etwas mürrischen Klang hatten. Dann schritt er voran und von ihm geführt erreichte die kleine Gesellschaft in zwanzig Minuten das Blockhaus.

Es war eine kleine Behausung, die jedoch im Innern mehr Bequemlichkeit bot, als man an einem solchen Orte

zu finden erwarten konnte. Freilich gab es nur zwei Gemächer, die bloß durch eine Bretterwand geschieden waren; das eine war das Schlafzimmer des Mädchens, während im äußern, das zugleich als Eßzimmer und Küche dienen mußte, der Alte sein Bett hatte. Aber da stand auch ein gepolsterter Divan, den hier in der Waldeinsamkeit niemand gesucht hätte; er sollte Stauntons Lagerstatt bilden. An der Wand hingen neben einigen ausgestopften Vögeln mehrere gute Kupferstiche, die zwar bei dem flackernden Lichte des Herdfeuers nur undeutlich konnten wahrgenommen werden, aber immerhin hier in der Wildnis einen besonders erfreulichen Eindruck machten.

„Ihr könnt die abscheulichen Tiere in den Holzschuppen nebenan führen", sagte der alte Medizinmann zu Staunton, als dieser fragte, wo die Pferde sich unterbringen ließen, die mit gesenkten Köpfen am offenen Eingang des Blockhauses standen und schnaufend an der Schwelle der Hütte nach Futter suchten.

„Weshalb nennt Ihr sie abscheuliche Tiere?" entgegnete erstaunt der junge Mann. „Es sind keine Prachtexemplare ihrer Gattung, aber immerhin recht wackere Gäule."

Grace, die sich bereits am Herdfeuer zu tun machte, um rasch den Abendtee zu rüsten, winkte ihrem Begleiter heimlich, er solle keine Antwort erwarten; demgemäß führte Staunton die Pferde nach dem Holzschuppen, der wenige Schritte seitwärts von der Hütte lag. Auf einmal sah er Grace neben sich, die hinausgeschlüpft war, um ihm behilflich zu sein. Sie wisperte ihm zu: „Sie müssen mit dem Vater Nachsicht haben, Herr Vernon! Er ist ein seelenguter Mann, hat aber seine Eigentümlichkeiten. Zu diesen gehört auch, daß er seit seinem Unglück in Quebec glaubt, das Schicksal verfolge nicht bloß ihn selbst, sondern auch alle Wesen, an denen er freundliches Interesse nimmt. So hat mein Vater, wie man zu sagen pflegt, ein Tierherz, das heißt, er liebt alle Tiere. Aber er bildet sich ein, wenn er an einem Hunde Gefallen gefunden habe, so sei dieses sein Wohlgefallen gleichsam das Signal für böse Mächte, das Tier zu verderben. Wirklich wurde vor zwei Jahren einmal ein Hund, den er besonders gern mochte, von der Eisenbahn überfahren; Wildtauben, die dicht bei unserer Hütte auf einer Eiche nisteten und über die der Vater seine Freude bezeugt hatte, zerriß der Sperber vor seinen Augen; unser gezähmtes Reh fing sich in einer Grube, die von Jägern aus Toronto für Wölfe war gegraben worden, und kam auf jämmerliche Weise durch Hunger und Frost um, da furchtbare Schneestürme die Jäger verhinderten, nach der Grube zu sehen. So ist es ihm mit vielen Tieren gegangen. Ich bin überzeugt, daß er Ihre Pferde nur deshalb abscheulich genannt hat, damit ihnen nicht etwa in dieser Nacht etwas zustoße. Sein Aberglaube erstreckt sich auch auf mich; er brummt mich mürrisch an und doch weiß ich, daß sein Herz mich liebt, wie je ein treues Vaterherz für sein Kind schlug."

So flüsterte das holde Mädchen, während Staunton den Tieren das Sattelzeug abnahm.

Diese Vertraulichkeit in stiller nächtlicher Stunde hatte für ihn etwas süß Betörendes; sein Herz pochte gewaltig und in den Tiefen seiner Seele pulsierte die vielbedeutende Frage: „Wär's möglich?"

Bald nachher saßen die drei am einfachen Mahle; der alte Apotheker sprach nur wenig, blickte aber verstohlen nach dem Antlitz seines Gastes, das er studierte, als wäre es eines der wissenschaftlichen Objekte, deren Geheimnisse zu ergründen er gewohnt war. Staunton gab sich Mühe, unbefangen zu plaudern, und Grace hatte in ihrem Wesen etwas Glückstrahlendes, das ihre natürliche Schönheit noch erhöhte. Dann legten sich alle zur Ruhe. Aber nur der alte Mann fand den Schlaf. Grace in ihrer Kammer vermochte ebensowenig zu schlummern als Staunton, in dessen Seele jetzt in der Stille der Nacht der Tumult ausbrach, der schon in den Nachmittags- und Abendstunden sich vorbereitet hatte.

Was hast du vor? fragte er sich. Du liebst dieses Mädchen und du tust wohl daran. Denn eine Welt von Wonne und Glückseligkeit bringt sie als Morgengabe dem Glücklichen, der sie gewinnt. Aber du tust übel daran; denn, wenn vertrauensvoll sie die Deine würde, so könnte dies durch doppelten Betrug allein geschehen; an zwei Wesen würdest du freveln! Doch ist dem wirklich also? Vermählt sich nicht ein Witwer nach dem Tode der Gattin ein zweites Mal? Gewiß! Nur daß diese Vermählungen in der Zeit einander folgen. In der Zeit! Was ist die Zeit in diesem Falle? Ein Trennendes, das abgrenzt, was zusammen nicht gehört. Ha! Wäre der Raum, der gleichfalls trennt und abgrenzt, hier nicht das Aequivalent der Zeit? Ob durch die Zeit oder durch einen Raum, der nicht kann überschritten werden, die beiden getrennt sind, sollte es nicht auf dasselbe hinauskommen? Wenn nur sie beide nichts voneinander wissen, wenn nur vor ihre Seelen nie der schmerzliche Gedanke tritt, sie seien getäuscht worden. Dann liegt die Schuld nur auf einer Seele, und diese Seele ist stark genug, solche Schuld zu tragen.

Dies ungefähr war der sophistische Gedankengang Stauntons in jener Nacht. Und er entsprach seinem Charakter, den wir bereits kennen. In diesem jungen Manne dominierte neben einer gefährlich regsamen Phantasie, die ihm das Ziel mit den glühendsten Farben ausstattete, ein Wille, der mit den Schwierigkeiten allfälligen Widerstandes wuchs, aber freilich niemals gegen das eigene Selbst sich richtete im Sinne der Entsagung. Es war im Gegenteil ein Wille, der nach allen Lebensgütern die Nerven spannte und sich nichts zu versagen wußte. Nur nicht zu kurz kommen am gedeckten Tische dieser schönen Welt! Das war ein die Seele Stauntons beherrschendes Gefühl. Er wollte um keinen Preis sich für einen Narren des Schicksals halten lassen, für einen Geprellten; als ein solcher aber wäre er sich, gemäß seiner Art zu begehren, vorgekommen, wenn er sich irgend etwas versagt hätte, auf das einmal sein Anspruch gerichtet war.

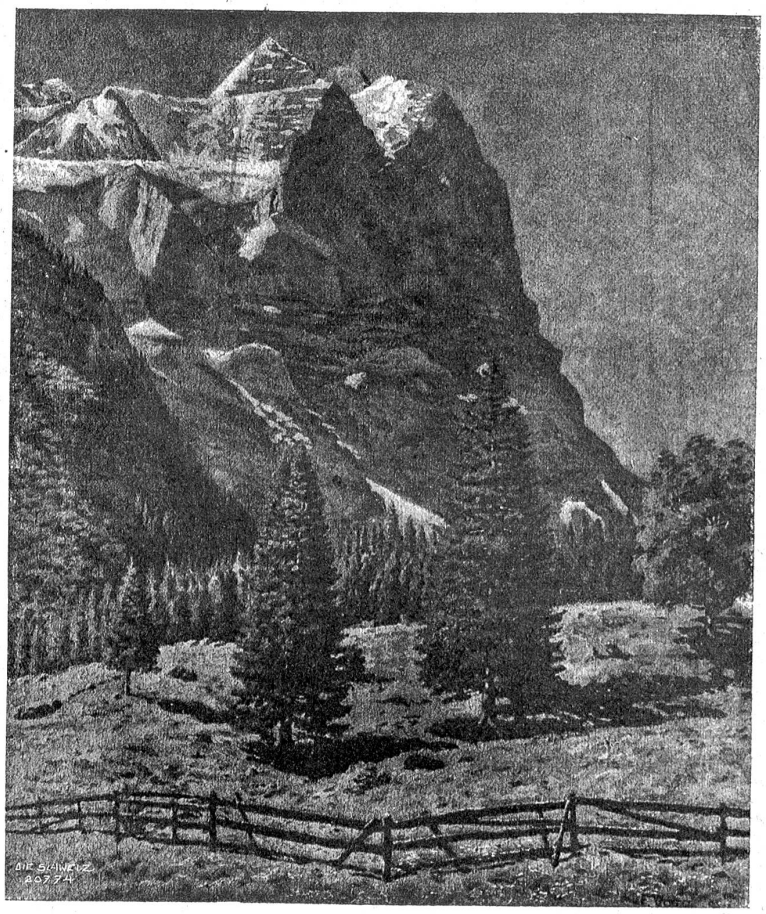
Der tugendhafte Leser mag nun Staunton immerhin einen Schurken nennen, einen gemeinen Frevler, einen Verruchten. Es gleichen solche Titulaturen den Sträflingskleidern, die man den Verbrechern gibt, in die man aber Menschen von sehr verschiedenem Grade moralischer Verschuldung steckt. Vor einem Auge, das in alle verborgenen Heimlichkeiten des menschlichen Herzens blickt und die Verhältnisse der den Menschen beherrschenden Kräfte ganz anders abmißt, als dies der gewöhnliche Strafrichter zu tun vermag, erscheint oft die moralisch brave Haltung, auf die sich man-

cher etwas zu gute tut, nur als eine Folge allgemeiner Schwäche. Steriler Sandboden trägt allerdings kein Unkraut, das dagegen auf üppigem Lande neben fruchtbringenden Gewächsen feuerrot wuchert. Bei Staunton müßte ein Richter — nicht der bürgerliche, der sich einfach an die offenkundigen Tatsachen hält, — das Triumphgefühl mit in Anschlag bringen, das einer selbstbewußten, von Kraft überschäumenden Persönlichkeit eigen ist, wenn sie über menschliche Satzungen sich erhebt und sich vordemonstriert, eigentlich in aller Stille einen berechtigten Kampf des Naturrechtes gegen die Ordnung der Gesellschaft zu führen. Denn auch dieser Umstand und die damit verbundene Gefahr hatte etwas Lockendes für Staunton. Freilich war dieses Triumphgefühl im Grunde wieder ein Ausfluß persönlicher Eitelkeit, und so bewährte sich in diesem Falle, wie in allen ähnlichen, jener Ausspruch Kants, daß der Mensch eben so handelt, wie er ist, daß es also, abgesehen von allen Handlungen, auf die ursprüngliche, innerste Beschaffenheit der Seele eines Menschen ankommt.

Vielleicht hätte Staunton ohne sein Zusammentreffen mit Grace vor der tatsächlichen Schuld sich bewahrt, in die er nun fallen sollte; aber er wäre gleichwohl kein anderer gewesen, als der stark begehrende, innerlichst eitle und selbstbewußte Mann. Vielleicht auch wäre es ohne dieses Zusammentreffen schlimmer mit ihm gekommen. Statt an ein zweites weibliches Wesen mit dauernden Banden sich zu knüpfen, wäre er nach und nach in jene leichtsinnigen Vergnügungen hineingeraten, in denen an der ehelichen Treue tagtäglich gesündigt wird, die aber von der Gesellschaft und ihrer Gesetzgebung leicht verziehen werden, obschon der Stempel der Gemeinheit, der ihnen aufgedrückt ist, sie häßlicher erscheinen läßt als die Art von Untreue, in die nun Staunton verfiel. Es war wenigstens nicht ordinäre Genußsucht, es war eine neue Liebe, was ihn so mächtig bewegte, und er hoffte, da er gewohnt war, daß das Glück seinen Handlungen lächelte, ohne Kränkung für die erste Gattin in der zweiten den Himmel wiederzufinden, den er im Verkehr mit Georgine nicht mehr besaß.

Trotz solchen Gedanken, die in der Nacht ihn bestürmten und erst gegen Morgen ihm einigen Schlummer gestatteten, erhob er sich keineswegs mit einem festen Entschlusse von seinem Lager. Aber, was zu diesem Entschlusse ihm fehlte, das brachte der Tag von selbst ihm entgegen.

Es gibt für ein schönes weibliches Wesen, das die natürlichen Vorzüge durch die kleinen Hilfsmittel modischer Eleganz zu heben weiß, keine wirkungsvollere Staffage, keinen durch den Kontrast effektreichern Hintergrund als Waldesdickicht, Felsen, Wasserfälle und ähnliche Reize der wilden freien Natur. Das wissen Evas Töchter in allen Ländern gar gut. Darum sind sie auch so gern dabei, zur Sommerszeit so manches Fest im Grünen zu feiern. Wie wehen die leichten hellen Kleider im Morgenwind. Wie kokett tritt der feinbeschuhte kleine Fuß auf die knorrige, am Waldboden sich hinstreckende Wurzel des alten Eichbaumes! Wie spielen durch die Blätter der Wipfel mutwillige Sonnenstrahlen, da und dort hingleitend, im blonden und braunen Haar und mit den flatternden Bändern des Sommerhutes! Und dann das silberne Lachen, das durch den stillen Forst tönt!



Fritz Voirol: Berglandschaft.

Hier nun wirkte dieser Zauber ganz besonders stark. Denn Staunton, bei aller Lust, die er an der freien Natur hatte, wußte anderseits die feineren Genüsse, die das zivilisierte Leben dem Menschen bietet, wohl zu schätzen, und hier repräsentierte Grace in ihrer Person mitten im einsamen Walde diese ihm teure Zivilisation durch ihre ganze elegante Erscheinung und durch die Anmut ihrer Bewegungen und ihrer Sprache. (Fortsetzung folgt.)

Berge.

Die ihr in hehrer Schönheit hold erglänzt,
Ihr sendet euer Licht in tiefe Nacht,
Und herbe Schmerzen heilt die Zauberpracht,
Die euch umwebt und weiße Gipfel kränzt.

Die Nacht auf tiefes Tal die Schatten haucht,
Wenn eure Höhen noch umspielt das Licht,
Und wenn der junge Tag das Dunkel bricht,
Seid ihr zuerst in glühend' Gold getaucht.

Und von den Firnen klingt ein mächtig Lied,
Das rein und erdenfern das All durchzieht,
Die Seele über Alltagsstaub erhebt.

Und weit in sternbeglänzte Welten schwebt
Das Lied, das jedem tönt, der schweigend still
Dem heil'gen Sang der Berge lauschen will.

Max Walther.